

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

233 (5.10.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 79

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 79. Karlsruhe, Montag den 5. Oktober 1908. 28. Jahrgang.

Das Einküchenhaus in Berlin.

Nach dem Muster einer Kopenhagener Gründung, von der auch in unserer Blatte im Laufe der letzten Jahre mehrmals die Rede war, sind in Berlin jetzt Einküchenhäuser im Bau, deren eines am äußersten Rande Charlottenburgs am Liekensee (Kuno-Fischerstraße) liegt und schon zum 1. Oktober bezogen werden soll. Wenn dieses Haus, die Schöpfung eines Journalisten M. Großmann, auch baulich weder origineller noch etwa besser als Berliner Durchschnittshäuser anmutet, so interessiert es doch durch seine Zentralküche und die entsprechende Umgestaltung des Wohnungshaushalts.

Die Küche liegt hier in einem Quersügel zu ebener Erde; sie kommt dem, der solche Betriebe nicht kennt, nicht übermäßig umfangreich vor, so wenig wie der Gasherd, der in der Mitte des Raumes steht; doch schließt sich unmittelbar noch ein zweiter Raum an, der zum Anrichten dienen mag und in dem die Wirtschaftlerin ihren Platz hat und die zur Ausgabe kommenden Portionen bucht. Zugleich enthält dieses Anrichtezimmer das Telephon, durch das jeder Mieter von seiner Wohnung aus (sogar von jedem Zimmer der Wohnung) sich Speisen bestellen oder die Zeit angeben kann, zu der er seine Mahlzeiten wünscht. In der Küche wieder mündet die Öffnung eines großen Speise-Auszugs, der seine Ladung zunächst nach dem Keller hinabträgt, von wo aus auf Wagen, die über Schienen laufen, die Zuteilung der Portionen an die Einzelauszüge stattfindet; diese Einzelauszüge führen in verschlossenen Fächern die Speisen den in derselben Höhenrichtung liegenden Wohnungen aller Etagen zu. Fünf bis sechs Wohnungen enthält jedes Stockwerk des Hauses; ebenso groß also ist auch die Anzahl der Auszüge. Eine einfache Rechnung. In den Wohnungen aber enthält der Vorräum (nicht wie in bänischen Einküchenhäusern das Speisezimmer) die Türe zum Auszug, dem man die vollen Schüsseln und sauberen Teller entnimmt und das gebrauchte Geschirr nachher wieder anvertraut; daneben liegt eine Kammer mit Warm- und Kaltwasserleitung und einem Gaskocher für besondere Fälle; Mädchen- und Dienerräume dagegen gibt es hier nicht. Hier wird nicht nur die Küche entthront, sondern der Dienstoff überhaupte.

Liegt nun im Bezug des Essens aus einer Gastküche schon ein deutlicher Uebergang zur Gemeinwirtschaft, zum Pensionswesen etwa, so wird sich das durch den Mangel an Dienstoffboten im Einzelhaushalt noch stärker ausprägen, und so ist ein neues Haus in Berlin wird schließlich ein großes Pensionat mit abgeschlossenen Wohnungen bilden. Zum Reinmachen steht gegen besondere Vergütung Hauspersonal zur Verfügung, ebenso auf Wunsch zum Servieren der Mahlzeiten und zum Säubern der Kleider und Stiefel, die man ganz wie in Hotels in Kammern vor der Korridortüre hinterlegt. Außer dem Portier steht ferner ein Hausbote, der durch Klingel von jeder Wohnung aus zu erreichen ist und Ausgänge besorgt, im Dienst und schließlich strebt das Zentralküchenhaus einen Zentralbetrieb an, der über das in den Neubauerhäusern geleistete noch hinausgeht: Nicht nur automatische Fahrstühle, Warmwasserheizung, Roll- und Plättstufen findet man hier, nicht nur den zum Haus gehörigen Fernsprecher, an den man Anschluß bekommen kann, sondern zum Ueberfluß ermöglicht die Nähe des Sees auch die Anlage eines kleinen Hausgartens und einer gleichfalls allen Mietern gemeinsamen Dachterrasse, auf der die Einküchenhaus-Familie — wir meinen jetzt die ganze Hauswohnerschaft — an schönen Sommerabenden ihre Speiseitische aufstellen lassen kann.

Für das Berliner Einküchenhaus ist vorläufig das kleine Appartement kennzeichnend: man findet hier Wohnungen von zwei bis fünf Zimmern, den großen Durchschnitt bildet vor allem die Dreizimmer-Wohnung und für

diese bezahlt man 900 bis 1000 Mk. Jahresmiete einschließlich Heizung aber ohne Bedienung und Verpflegung. Für zwei Personen stellt sich die volle Verköstigung auf 150 Mk. monatlich, was nach Berliner Begriffen den Kosten der Einzelwirtschaft entspricht. Mit den Verköstigungen, die sich gerade für die kleine Wirtschaft aus solchem Vergleich ergeben, rechnet eben das Einküchenhaus und die kleine Wohnung ist sein Erfolg: sie mietet das Ehepaar ohne Anhang, das die Dienstoffbotenplage oder der Junggeselle, der die möblierten Zimmer schon satt hat. Sicher wird übrigens auch das Einküchenhaus dazu übergehen und dafür gibt es wieder englische Muster, einzelne Wohnungen gleichfalls möbliert anzubieten. Die Spielarten sind ja im Zunehmen. Eine zweite Gesellschaft errichtet eben in Friedenau und Großlichterfelde ähnliche Häuser, vor allem architektonisch viel gediegener und schöner, nach Entwürfen von Albert Geyner und von Hermann Muthesius. Den Geynerschen Häuserkomplex, vorläufig noch vor freien Feldern gelegen, konnten wir im Rohbau besuchen; er besteht aus drei Bauten, von denen einer abseits liegt und durch eine unterirdische Bahn mit der Küche verbunden wird. Er wird baulich sehr reizvoll werden, die Preise aber, die man uns hier nannte, sind trotzdem geringer, als sie am Liekensee lauten. Gleichfalls herrscht hier die kleinere Wohnung vor. Als eine besondere Spezialität dieses Hauses erwähnen wir, daß die Verwaltung auch Kindergärtnerinnen bereithält und das vor allem in Voraussicht der Fälle, wo eine moderne dienstofflose Mutter abends ausgehen will und ihr Baby zu Bett bringen lassen möchte.

Kopenhagen—Edinburg—London.

Von J. M. (Fortsetzung.)

Der Engländer hat einen starken Familiensinn — „mein Haus ist meine Welt“ ist ein bekanntes englisches Sprichwort —; darum liebt auch der Engländer das Alleinwohnen und findet die festländischen Mietskasernen einfach abgeseulicht. Freilich können alte Straßenzüge, die gar zu oft den Eindruck großer Verwahrlosung machen, auch recht abstoßend wirken — wie Glendbiertel in unserer Heimat! Aber insgesamt ist das englische Wohnwesen höher entwickelt als das deutsche. Und kommen wir erst weiter hinaus, dort wo sich die Häuser ins Grün verstreuen, mit kleinen Vorgärten, ephu- oder weinlaubumrankt, Blumen auf dem niedrigen Balkon, so finden wir: es ist reizvoll so zu wohnen und es drückt sich eine höhere Kultur in dem Anspruch aus, ein wenn auch nur winziges Haus vom Keller bis zum Dach unumfänglich benutzen zu dürfen. Die ungeheure Ausdehnung Londons, die unter Umständen stundenlange Bahnreisen nötig macht, um einen Freund in einem anderen Stadtteil zu besuchen, ist nicht zum geringsten Teil auf diese weitläufige Bebauung zurückzuführen.

Im Stadtkern haben sich natürlich andere Forderungen geltend gemacht: er dient dem Geschäft, der wilden Erwerbsjagd; die alte City, heute nur noch aus Kaufhäusern und Bureaus bestehend, war von vornherein eng bebaut und die Staats- und die vornehmen Geschäftsstraßen dienen natürlich ebensomenig zu Wohnzwecken. Durch dieses gewaltige Zentrum braust der Strom des Weltstadtverkehrs; hier finden wir auch die Mehrzahl der monumentalen Gebäude Londons, zu einem großen Teil massiv und kunstvoll zugleich; hier finden wir prächtige Plazantagen wie den Trafalgar Square mit dem gigantischen Denkmal Nelsons und hier häufen sich auch die hübschen Themsebrücken, auf denen von früh bis in die Nacht hinein ununterbrochen Menschenströme fluten und

der modernen Presse einzig dastehen. Er hat sich, wie der „Frankf. Bzg.“ geschrieben wird, ereignet in der rheinpreussischen Stadt Saarbrücken im August 1895 und das kam so: Der verstorbene Großherzog Friedrich von Baden vertrat damals den Kaiser bei der 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Spichern in Saarbrücken. Ihm zu Ehren fand am 5. August ein Frühmahl im Saarbrücker Kasino statt, zu dem auch drei Vertreter der Presse, darunter ein Redakteur der „Saarbrücker Zeitung“, geladen waren. Beim Nachtsisch hielt der Großherzog eine kurze Rede, die in ein Kaiserhoch ausklang. Wie es kam, daß der Vertreter der „Saarbrücker Zeitung“ den stattlichen Herrn mit dem weißen Vollbart nicht erkannte, ob die guten Weine, die die Stadt Saarbrücken ihren Gästen vorgesetzt hatte, dabei eine Rolle spielten, weiß ich nicht. Auf jeden Fall legte die „Saarbrücker Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom Abend des 5. August die Rede des Großherzogs — dem kommandierenden General des 8. Armeekorps in den Mund! Die Bürgererschaft der Saarstädte weiß vielleicht heute noch nicht, daß ihre falsch berichtet worden ist. Sie las die Beschreibung des Festmahles, ohne den Großherzog unter den Rednern zu vermischen. Auf dem Rathause aber herrschte am Abend des 5. August große Aufregung, denn ein badischer Hofbeamter hatte im Namen der Großherzogin um Ueberreichung der „Saarbrücker Zeitung“ mit den Festberichten gebeten! Unmöglich konnte man doch die Nummer mit dem fatalen Irrtum nach Karlsruhe schicken! Das sah man auch in der Redaktion der „Saarbrücker Zeitung“ ein und nach kurzen Ueberlegen beschloß man, die betreffende Nummer mit der notwendigen kleinen Korrektur neu zu drucken. Aber o weh! Die Setzer und Drucker waren alle draußen vor der Stadt, auf dem Festplatz am Spicherer Berg, wo gerade ein herrliches Feuerwerk abgebrannt wurde! Da legten die Redaktoren entschlossen selbst Hand an und nach kurzer Arbeit lagen vier saubere Abzüge der verbesserten Nummer bereit. Ein Exemplar ging noch am selben Abend nach Karlsruhe ab, ein zweites blieb im Archiv der „Saarbrücker Zeitung“, ein drittes wird auf dem Rathause der Stadt Saarbrücken verwahrt und das vierte Exemplar gelangte auf einem Umweg in den Besitz des Historischen Vereins für die Saargegend. Sollte einer der Leser zufällig ein fünftes Exemplar dieser seltenen Zeitungsnnummer besitzen, so hüte er es fein. Jeder Kuriositätenjäger wird es ihm teuer bezahlen!

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter.“
Seine Rolle. „Warum tut denn der Buchhalter heute gar nichts?“ — „Der muß den Chef vertreten.“
Lüde in der Statistik. Junge Dame: „Es sollte doch endlich eine Statistik darüber aufgestellt werden, bei welchem Sport die meisten Verlobungen herauskommen.“
Ermutigend. Geistlicher: „Sepp, du solltest heiraten, dann wärst nicht alle Tage berauscht.“ — Bauer: „Glauben S', Herr Pfarrer, daß ich mich dann beherrschen könnt'?" — Geistlicher: „Das nicht, aber deine Frau würde dich beherrschen.“
Die Schulbänkelnaharn. Onkel: „Sagst du denn auch Freunde?“ — Nefte: „Ja, den Max im Latein und den Hans im Griechischen.“
Verplappert. Fremder: „Das sind aber einmal schöne Kartoffeln; sind die auf Eurem Felde gewachsen?“ — Bauer: „Dös g'rad net; aber ganz in der Nähe!“
Berechtiger Wunsch. Arzt (zur Patientin, die ihr Testament macht): „Ich habe Ihnen in Ihrem Leben so viel verschrieben, nun beschreiben Sie mir aber auch was.“

Literatur.

Buchblatt für Holzarbeiter. Heft 9 des 3. Jahrgangs, September 1908. Herausgegeben vom Deutschen Holzarbeiter-Verband, Berlin. Es erscheint am 15. jeden Monats und ist gegen 1 Mk. pro Vierteljahr bei allen Postanstalten und den Ver-

malungsstellen des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes zu abonnieren, sowie beim Verlag, Berlin G 2, Neue Friedrichstr. 2.

Zeppelins Luftschiff und unsere Jugend. Welch außerordentlich lebhaftes Interesse unsere Knaben und Mädchen dem Zeppelinschen Luftschiff entgegenbringen, beweist die Aufnahme einer im Verlag von J. F. Schreiber in Eplingen und München zur Ausgabe gelangten Neuheit „Das Zeppelinsche Luftschiff als Modellierkarton“. Der Modellierbogen ist zu haben in allen Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlungen, sowie gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken aller Länder portofrei durch den Verlag.

Werner, Das Christentum und die monistische Religion. (Nebenpreis 2 Mk.) Unter dem Titel: „Das Christentum und die monistische Religion“ gibt Max Werner unter Hervorhebung eines reichen, mit erschöpfendem Fleiß zusammengetragenen Materials zuerst ein Bild des Christentums, wie es sich uns in seiner historischen Entwicklung mit seinen Dogmen- und Meinungskämpfen offenbart.

Das Weltmodenblatt „Große Modenwelt“ mit bunter Fächerbignette ist soeben erschienen. Abonnements auf „Große Modenwelt“ mit bunter Fächerbignette (man achte genau auf den Titel) zu 1 Mk. vierteljährlich nehmen sämtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Gratis-Probenummern durch erstere und den Verlag John Henry Schwering, Berlin W. 57.

Ratgeber.

Für die Küche.

Der Wert der Eier für die Ernährung ist jedermann bekannt; er kann jedoch durch die Art und Weise der Zubereitung und des Genusses sehr beeinträchtigt werden. Das hart gekochte Ei schwerer verdaulich sind als weiche, braucht wohl nicht erwähnt zu werden; aber wenig bekannt ist sicher, daß man von weichgekochten Eiern weniger Nutzen haben kann, wenn man sie mit dem Teelöffel ißt und sie ungelaut hinunterschluckt. Das auf diese Weise genossene Ei hallt sich im Magen in größere Stücke und bietet so den Verdauungssäften nur wenig Angriffsfläche. Zu weich gekochten Eiern soll man deshalb stets Brot essen, damit sie gehörig gefaut und im Magen zerteilt werden. Das Ei kommt am besten zur Ausnutzung, wenn es in Getränke gerührt oder in Suppen und in zerkleinertem Zustande in Speisen genossen wird.

Obst- und Gemüsebau.

Spinat für den Winter- und Frühjahrsbedarf ist jetzt auf gut gebüngten und tief bearbeiteten Boden auszusäen, am besten in 25—30 Zentimeter entfernten Reihen, deren Zwischenräume man bei eintretenden harten Frösten mit kurzem Dung bedeckt. Die Reizenfaat ist darum vorzuziehen, weil sie ein öfteres Wechsen in der Reizperiode, durch welches ein üppiger Wuchs der Pflanzen gefördert wird, bedeutend erleichtert. Als Winter-spinat fäe man nur scharfsamige Sorten, sie sind am widerstandsfähigsten.

Aufbewahrung von Kohlgemüse. Blumen- und Rot-, sowie W.-kohl eignen sich sehr gut zum längeren Aufheben, wenn man sie auf ausgespannten Bindfäden in den Keller legt, so daß sie frei hängen, die einfach auf Bretter gelegten Gemüse faulen schnell. Blumenkohl wird fast immer etwas weß, er wird aber wieder völlig frisch, wenn man vor dem Gebrauch ein Stück vom Stiel abschneidet und ihn mit dieser Schnittfläche einige Stunden in frisches Wasser stellt. Alles Wurzelgemüse braucht nur in Sand eingeschlagen zu werden, um sich trefflich zu halten.

Landwirtschaft.

Erhöhung der Dungkraft der Jauche. Wenn jetzt die abgeernteten Gemüseebeete zur Bestellung mit Herbst- und Wintergemüse mit Jauche gedüngt werden, empfiehlt es sich sehr, einige Tage vor dem Ausbringen der Jauche in das Jauchefäß ein Quantum Superphosphat zu tun. Dasselbe bindet nicht nur den Stickstoffgehalt der Jauche, sondern bereichert dieselbe auch an Nährstoffen. Jauche ist nämlich arm an Phosphorsäure. Ohne Phosphorsäure ist aber eine gute Pflanzenernährung unmöglich und eben darum empfiehlt sich ein Zusatz von Superphosphat. Thomasmehl, das ja auch reich an Phosphorsäure ist, darf der Jauche, aber nicht zugesetzt werden, denn der Kalk in demselben treibt den Ammoniakstickstoff der Jauche in die Luft.

eben so ununterbrochen die Fuhrwerke rollen. Thends ist die City tot; dann drängt das Leben der Weltstadt nach Westen zu, Piccadilly entlang bis zum Hyde Park. Da liegen, in wenigen Straßen vereinigt, die meisten Theater Londons, ein Duzend oder noch mehr als Brennpunkte des Vergnügens, da liegen unzählige Restaurants und da präsentiert sich die käufliche Liebe. Das Kaleidoskop des Weltstadtlebens gleitet hier an unserm Auge so buntpfarbig und wechselreich vorüber, wie nirgendwo anders mehr.

Reizvoll ist die Umgebung Londons. Eines Tages bin ich mit einem Freunde hinausgewandert in südwestlicher Richtung. Eine halbe Stunde Untergrundbahn bis zu Shepherds Bush, wo die britisch-französische Entente-Ausstellung ihren Platz hat; dann dreiviertelstündige Omnibusfahrt bis New mit dem berühmten Botanischen Garten. Weiter mit der Elektrischen bis zu dem freundlich am grünen Themseufer gelegenen Richmond, das mir bis dato lediglich aus der Oper „Warta“ angenehm bekannt war; schließlich abermals halbstündige Straßenbahnfahrt bis Kingston, in dessen Nähe das große königliche Schloss Hampton Court liegt. Und diese Fahrt war schön und hat mir anmutige Siedlungen und liebliche Landschaftsbilder gezeigt. Ueberraschen uns schon im Innern Londons die weitausgedehnten prächtigen Parks, so finden wir draußen erst recht das Urteil bestätigt, das kürzlich in einem großen deutschen Blatte zu lesen war: England habe die schönsten Parkanlagen der Welt. Herrlich ist in Kingston der Bushpark mit seinen Weißdornhecken, seinen Kastanienalleen und Rasenflächen. Als wir in einem Gasthause an der Landstraße saßen und den landesüblichen Tee schlürften, schoben sich durch die geöffneten hintern Fenster, die unmittelbar auf den Park gingen, die neugierigen Köpfe zutraulicher Nebe herein. Eine Idylle in nächster Nähe der Millionenstadt! Aber selbst mitten in der Stadt gibts ähnliche Idyllen. Eines Morgens war ich im Regentpark, der im nordwestlichen London liegt und auf den seitwärts von ihm gelegenen Rasenplätzen sah ich friedlich eine Schafherde weiden. In welcher zweiten Weltstadt gibts Aehnliches? Herrlich ist draußen in Kingston auch der große Park von Hampton Court, der sich bis zum Themseufer hinunter erstreckt. Es hängt vermutlich mit dem ozeanischen Klima, dem größeren Feuchtigkeitsgehalt der Luft zusammen, daß die Vegetation hier allenthalben so üppig erscheint, daß uns die Bäume vollstättiger, das Grün frischer, die Blumen farbiger vorkommen.

Schloß Hampton Court, das äußerlich die charakteristischen englischen Bauformen wahr — es soll das größte königliche Schloß Englands sein — birgt im Innern Kunstwerke von großem Wert; wir finden unter anderem Gemälde von großen Meistern der italienischen Renaissance und eine Anzahl Namen der großen Niederländer. Dem Kenner der englischen Hofgeschichte mögen die zahlreichen Bilder von Hofdamen, namentlich aus Wilhelms III. und Karls II. Zeit, viel Interessantes zu erzählen haben. Die Gemälde machen uns mit manchem reizvollen Gesicht, mit mancher üppigen Schönheit bekannt und zeigen uns, daß die gekrönten Herren in der Zusammensetzung ihrer adeligen Maitressenschar wenigstens guten Geschmack entwickelt haben.

Dieser Ausflug in die Umgebung zeigte mir auch die Londoner Wohnverhältnisse außerhalb des Straßengewirrs der eigentlichen Stadt. Hier herrscht das Kleinhaus unumschränkt. Man merkt jedoch namentlich den neuen Straßen die kapitalistische Massenproduktion an: ganze Straßenzüge, in denen sich die Häuschen durch nichts voneinander unterscheiden, es sei denn höchstens durch die Blumen- und Terrazzodekoration. In London ist der Hausbau in Erbpacht vorherrschend, freilich die Erbpacht auf privatem Wege und wo nicht etwa, wie es zu erstreben ist, der in Erbpacht zu vergebende Grund und Boden öffentliches Eigentum ist. Große Grundbesitzer oder Terraingesellschaften verpachten die Grundstücke auf 99 Jahre; nach dieser Zeit fällt das Grundstück samt dem aufstehenden Hause wieder an sie zurück. Diese Form des Häuserbaues hat namentlich, sobald sie kapitalistisch betrieben wird, ihre Schattenseiten. Die Häuser werden möglichst leicht gebaut und das Interesse ihrer Besitzer, sie in gutem Zustande zu erhalten,

schwindet in dem Maße, je mehr sich die Grundstücksparthie jähre häufen und der Zeitpunkt sich nähert, wo das Grundstück samt Haus ihren Händen wieder entgleitet. Eine Begleiterscheinung dieses Systems ist denn auch die Proletarisierung ganzer Straßen und Viertel, sobald ihre Säuler etwa über die erste Jahrhunderthälfte hinaus sind. Dann ziehen die anspruchsvolleren Leute in neue Viertel und machen Platz für die Armen. Neuer Baugrund ist aber nur noch weit draußen zu finden und sehen wir ab von der schablonenhaften Architektur, so müssen wir diese ins Grün gelagerten kleinen Behausungen begehrenswert finden. Das Grün dominiert überhaupt hier draußen. Alle, Parks, große und kleine Gärten, grünbewachsene Hausfronten, grüne Balkone! Insgesamt ein liebliches Bild. Und die Parkanlagen, innerhalb wie außerhalb der Stadt, bieten der Bevölkerung in weit größerem Maße Erholung, als gleiche Anlagen bei uns daheim. Denn ihre Benutzung ist nicht auf engherzig abgesteckte Wege beschränkt; auch die breiten Rasenflächen, und gerade diese, stehen dem Spaziergänger offen und laden ihn zur bequemen Lagerung ein. Den kasernenmäßig dressierten Preußen mutet das Bild seltsam an, wenn sich in den englischen Parks allenthalben Männlein und Weiblein im Sonnenschein räkelnd und im Rasen lang hingestreckt sich des behaglichen Nichtstuns freuen. Auch ein Bild englischer Freiheit und nicht das schlechteste, selbst wenn auch die Sonnenbrüder von dieser Vergünstigung profitieren! (Schluß folgt.)

Wie man der „Lügenhaftigkeit“ des Kindes vorbeugen kann.

Wenn wir Eltern auf Grund wissenschaftlicher Feststellungen heute also erheblich weniger Anlaß haben, über die „Lügenhaftigkeit“ unserer Kinder verzweifelt die Hände zu ringen, so haben wir doch deshalb durchaus nicht weniger Anlaß, durch die Erziehung unsererseits die Kinder möglichst für alle Zeit vor der wirklichen gemeinen, hinterlistigen, bedachten Lüge zu bewahren. Und zwar sind wir dazu umsomehr verpflichtet, als es tatsächlich wirkungsvolle Vorbeugungsmaßnahmen gibt, die wir nur rechtzeitig und dauernd beobachten müssen.

Es ist nämlich nicht wegzuleugnen, daß sehr viel kindliche „Lügen“ direkt durch die Erwachsenen selber bewirkt werden. Und zwar durch die vielen unüberlegten, wahllosen, bohrenden Fragen, die sie an die Kinder richten. Denn in diesen gedankenlosen Fragen liegen für das Kind so viele Fallstricke, daß es zweifellos stolpern, das heißt irgend etwas mißverstehen oder halbverstehen, also „lügen“ muß. Also erster Grundsatz: solche bohrenden Untersuchungsfragen so viel wie möglich vermeiden. Will man vom Kinde etwas erfahren, so lasse man es erzählen, freiwillig, unbeirrt, selbständig. Bisher hat sich noch immer gezeigt, daß in allen erfragten kindlichen Berichten enorm viel mehr falsche Aussagen enthalten sind als in den zusammenhängenden, freiwilligen Eigenschaftsbildungen.

Ebenso unvorsichtig wie mit den Fragen ist der Erwachsene mit der Verwendung des Begriffes „Lüge“ überhaupt. Indem er bei jedem unschuldigsten Anlaß mit der plumpen Anschuldigung „du lügst“ hervorbricht, macht er das Kind erst aufmerksam, stutzig, unsicher. Noch ehe das Kind selber Wahrheit von Schein zu unterscheiden vermag, wird ihm der Begriff der wirklichen Lüge aufgedrängt, ehe es noch die „Sünde“ selber begangen hat, wird sie ihm schon zugemutet und angehängt. Es wird förmlich in die Lüge hineingepredigt, hineinhypnotisiert. Und es genügt doch vollkommen, dem Kinde bei einer Unrichtigkeit ruhig zu sagen: nein, das ist so gewesen; oder: du hast das vergessen; oder: da hast du nicht genau hingesehen oder nicht richtig verstanden und dergleichen. Und noch besser ist es, das Kind durch erneute Anschauung oder überhaupt durch zwingenden Nachweis seiner falschen Aussage an Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zu gewöhnen.

Aber noch in tieferem Sinne verführt der Erwachsene das Kind zur Lüge: nämlich durch eigenes schlechtes Beispiel. Und solcher Beispiele gibt er mehr als er glaubt,

weil er unachtsam ist vor dem Kinde und sich selber wenig kontrolliert. Wie viele Mütter gibt es denn, die nicht schon manchmal ihren Kindern etwas versprochen hätten, ohne im entferntesten daran zu denken, es ihnen auch zu geben? Die sie nicht oft auf etwas verdrößen, von dem sie genau wissen, daß es nie eintreffen kann? Oder die ihre Kinder noch nie selber zu einer Lüge gegen die Nachbarin, gegen den Kaufmann, gegen den Kondukteur auf der Elektrischen, gegen den eigenen Vater angestiftet hätten? Gätten die Mütter selber ein besseres Gedächtnis für ihr eigenes unerfülltes Versprechen gegenüber den Kindern oder für ihr direktes Lügen gegen andere in der Gegenwart der Kinder: sie dürften sich wahrhaftig nicht wundern, wenn ihre Kinder später wirklich lügenhaft sind.

Schließlich ist auch die Gewöhnung an Furcht und strenge Bestrafung ein ausgezeichnetes Mittel, Lügner zu erziehen. Wer die Wahrheit mit dem Krügelstock in der Hand, mit Drohungen und trügerischen Versprechungen im Munde herbeizwingen will, der hat die denkbar schlechteste Methode erdacht. Aber wo inniges und begründetes Vertrauen der Kinder zu den Eltern besteht, wo vertrauliche Mitteilbarkeit bei allen Erlebnissen zur Selbstverständlichkeit gehört, wo keine Vergehen mit lächelndem Verständnis oder mit freundlichem Spott oder mit entprechend kleiner Buße sofort aus der Welt geschafft werden und wo bei großen Vergehen Ruhe und Gerechtigkeit nicht fehlen: da ist keine Lust zum Gedeihen von verstorbenen Lügnern und gemeinen Betrügnern. H. M.

Sauser im Stadium.

So recht ums Schreiben ist mir heute früh. Allzu oft kommt das nicht vor, wenn ich im Wandern bin; aber wenn es sich schon einmal einstellt und es mir nicht gelingt, mich daran vorbeizudrücken, dann ist es das Beste, ich verlange in dem Haus, wo ich genächtigt, Tinte, Feder und Papier, was nach einigem Suchen sich meist auch findet. Wenn ich mir dann das Größte vom Herzen herunter geschrieben habe, kann ich wieder leichter weiterwandern.

Was mich nun heute plagt, das ist der betrübende Umstand, daß so wenig Menschen wissen, was der Sauser im Stadium ist.

Es gibt ein schönes Stück deutscher Erde, das liegt so um den jungen Rhein herum, gerade wo er aus dem Bodensee herabströmt, jung und stark, um bei Schaffhausen den kühnen Sprung über die Felsen zu tun. Man weiß in dieser Gegend nie, wo Deutschland aufhört und die Schweiz anfängt; nur an den Grenzwächtern und Zollhäusern merkt man von Zeit zu Zeit. Dort ist am schönsten im Spätherbst. Man zieht am klaren, stillen aber rasch fließenden Strom entlang unter großen Obstbäumen hin, in deren Laubwerk die Herbstsonne die Blätter so lang vergoldet, bis sie leise herabflattern. Manchmal sagt der junge Rhein einem plötzlich adieu und verschwindet in einer weichen Biegung hinter braunem Ufergebüsch. Aber gerade wenn man am wenigsten denkt, gibt es ein fröhliches Wiedersehen. Ich möchte schon gern wissen, was der Rhein und die Landstraße in stillen Nächten einander erzählen. Von den Fischhochzeiten der Raabe wahrscheinlich oder den Streichen der Schmuggler; ganz sicher aber von den Automobilen, die einen so gräulichen Staub und Dampf hinter sich lassen, daß die Eisenbahn schon rein gar nichts mehr dagegen ist.

Auf der Landstraße bin ich unter solcherlei Gedanken dem Bodensee zugegangen; auf der Landstraße wie ein Sandwerksbursche. Es gibt nichts schöneres im Herbst! Im Sommer geht sich besser über die weichen Graspolster der Alpenweiden und im Winter besser ohne Weg und Steg auf Eiskern über die Schneefelder der Gebirge. Aber der Herbst ist die Zeit der Landstraße. Leicht von Frühlingsnebeln befreit, so daß dich kein Stäubchen stört, zieht sie sich breit dahin und wenn man mitten darauf wandert, mit rechts und links fünf Metern Ellenbogenfreiheit, so ist das etwas köstliches. Um dich herum siehst du überall Menschen bei fröhlicher Arbeit, beim Traubenlesen, beim Aufschwingen, beim Aepfelbrechen und Birnenerschütteln. In den Dörfern knarren in dunkeln Scheunen Keltern und Trotten und aus allen Häusern strömt ein süßberber Duft

von „Neuem“. Untertwegs begegnet du mit Fässern beladenen Fuhrwerken. Oben in den Spundlöchern niden große bunte Blumen und die Kühe vor dem Wagen wiegen stolz die großen Köpfe, als wüßten sie, was für eine kostbare Last sie schleppten, nämlich — Sauser im Stadium.

Sauser ist neuer, gährender Wein. Darum steckt oben kein massiver Zapfen im Loch, sondern nur ein schön geschnittenes hohles Stück Holz; darin stecken wie in einer Wase rote Ähren und Thalien und da der süße Gährungsgeist an ihnen vorbei in die Luft zieht, so wanken und schwanen sie so selig mit den schweren Blumenköpfen auf den dünnen, grünen Stengeln. Sie sind zweifellos ein bißchen beschwipst.

Wenn man aber das Ohr an den Bauch des Fasses legt, dann hört man drinnen ein dumpfes leises Säusen und Brausen. Ich bin zu schwach in der chemischen Wissenschaft, um zuverlässig zu erklären, woher dieser Aufruhr in dem Faße kommt. Professoren, die unglaublich viel wissen sollen, behaupten, das rühre von der Verwandlung des Traubenzuckers in Alkohol her. Möglich ist das schon. Was ich aber ganz sicher auch ohne Chemie weiß, das ist, daß der Wein deshalb so braunt und brodelt, weil er jung ist. Alles Junge braunt und fault. Ihm ist das Faß zu eng, wie der jungen Menschenseele manchmal der Körper. Er möchte irgend etwas anstellen. Wenn er Kraft genug hat, reißt er die Faßdauben und eisernen Reifen auseinander, um nach diesem kühnen aber sehr dummen Streich von der schmutzigen Erde aufgeschluckt zu werden. Wie manchen jungen Menschenkindern ist es gerade so gegangen. Aber deshalb scheltet mir nicht das Säusen und Brausen, das Brodeln und Bischen. Es müssen nur gute Jahreisen drum herum sein. Die besten sind die selbstgeschmiedeten. Dann bleibt alles hübsch beieinander und tobt sich zu einem kraftvollen Weinlein aus. Das Stadium, der Höhepunkt des Säusens ist bald vorbei. Man muß es nur gewähren lassen und gut behüten in Fässern und Menschen.

Am schönen mächtigen Rathaus von Verlingen las ich an einer Tafel hinter einem Drahtgitter die Befanntmachung, daß der letzte Sonntag im Oktober zum Sausersonntag bestimmt sei. Die strengen Wirtshausgesetze fallen an diesem Tage, von den beiden Augen des Geseßes wird mindestens das eine zugedrückt und anstatt Feierabend gibts Musik und Tanz. Da trinkt die mannbare Jugend zu dem Sauser, den sie schon in sich hat, noch heurigen Neuen, ißt Trauben und frische Rüsse dazu und kommt in jenes Stadium, wo man je nach der Gemütsart entweder für zweifelhafte Schönheiten in Liebe zerschmilzt oder auch dem treuesten Freunde den Frack verbaut. Und wenn der Sausersonntag vorüber ist, wird alles wieder gut.

Von Verlingen bin ich am leicht durch Nebel ver- schleierten Untersee weiter gewandert Konstanz zu. Goldbraun wogte das hohe Schiff am Strand wie überreife Kornfelder. Mattblau leuchtete der See unter Sonnenschauern, die dann und wann einmal Meister wurden über den Nebel. Die Wälder der weichen Uferhügel brannten in allen Farben der Herbstpracht. Auf einer Wiese weideten Kühe die letzten Blumen und Gräser ab und die zwei Hirtenbuben übten sich hinter einem Raine im Rauchen langer, schwarzer Schweizerstumpen. Ueberall in den Dörfern lockten die alten schönen Wirtshausgebäude und aus den Fenstern hingen noch besondere Tafeln, die den Sauser im Stadium lobten. Aber ich hatte das nicht nötig. Der köstlich herbe Geist des Herbst braunte auch so schon in meinem Herzen und mir war es, als ob aus dem raschelnden Raub und dem stummen Nebel eine Stimme mir ins Ohr sagte: Glückliche die, in deren Herzen immer der Sauser im Stadium lebt! Denn wenn auch des Lebens Herbst sie entblättert, oder des Winters Schnee ihr Haupt bedeckt, werden sie doch immer jung bleiben in ihrer Seele!

A. F.

Allerlei.

Eine Zeitungsummer à la Potemkin. Der Fall, daß eine größere Tageszeitung eine Nummer in einer Auflage von nur vier oder fünf Exemplaren herstellen läßt, dürfte in den Annalen